

Sachdokumentation:

Signatur: DS 3790

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/3790



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 30. 1. 2022

Inhalt

Die Schule als Ort des Lehrens und des Lernens – duale Berufsbildung als Aufsteller.....	2
28.1.2022, Marianne Wüthrich	2
Coach, Mentor oder Leitperson?	4
NZZ, 17.1.2022, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Allan Guggenbühl	4
Ein verblüffend einfaches Rezept.....	7
NZZ, 21.1.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief von Max Knöpfel	7
Vom verdrängten Vormachen und Nachmachen.....	7
Journal 21, 15.1.2022, Carl Bossard	7
Warum der Run auf Privatschulen?.....	9
NZZ, 14.1.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief von Hans-Peter Köhli	9
Jetzt soll das Volk die Kleinklassen ermöglichen.....	10
Bazonline, 20.1.2022, Thomas Dähler	10
Die Angst der Eltern vor der Realschule	10
NZZ 25.1.2022, Schweiz, Christof Forster, Bern	10
«Die Realschule gilt als Ort für Problemfälle»	12
Schnupperlehre – der erste Schritt.....	13
20 Minuten, 24.1.2022, Bildungsspezial, Martina Tresch-Regli	13
Neuen Mut fassen nach Lehrabbruch	14
20Minuten, 24.1.2022, Bildungsspezial, Gabriel Aeschbacher, Nouvelle.ch	14
Kindergartenstart im Februar? Pro & Kontra.....	15
KLETT-Magazin für Unterricht und Bildung, Januar 2022.....	15
Pro.....	15
Kontra.....	16



Die Schule als Ort des Lehrens und des Lernens – duale Berufsbildung als Aufsteller

28.1.2022, Marianne Wüthrich

«Schule geben» – verblüffend einfach?

Vier gestandene Lehrer sind sich einig, was es braucht, damit Unterricht gelingen kann: Einen Erwachsenen, der mit seiner Klasse in Beziehung tritt, der mit ihnen den Lernstoff erarbeitet und ihnen hilft, zu einer Gemeinschaft zu werden. Einen Pädagogen, der sicher ist, dass die Schüler keinen Coach brauchen, sondern einen «Oberbandenführer», eine «Leitfigur», oder wie immer wir es nennen wollen. Keine noch so ausgeklügelte Lernsoftware kann die Lehrerin überflüssig werden lassen. In diesem Sinn beschreibt Allan Guggenbühl im ersten Beitrag unseres Newsletters die Lehrerrolle, und Max Knöpfel stimmt ihm in seinem Leserbrief zu: Nötig seien Lehrer, die «bereit und fähig sind, als Leit- und Führungspersonen einen konzentrierten und disziplinierten Unterricht zu ermöglichen.» Dieses «verblüffend einfache Rezept» genüge, um den Schwächen des Lehrplan 21 mit seinem Konstrukt des «selbstorganisierten Lernens» etwas Wirkungsvolles entgegenzusetzen.

Verblüffend einfach? Vergessen wir Lehrer mit langjähriger Erfahrung nicht, wie wir unsere ersten Schritte als Berufsanfänger gegangen sind! Wie froh waren wir um die erprobte Praktikumslehrerin, um den erfahrenen Kollegen im Nebenzimmer. Wie gern haben wir das Angebot angenommen, über unsere schiefgegangenen Versuche zu reden und von der persönlich gereiften Kollegin, die sich ihrer eigenen Stärken und Schwächen bewusst war, eine adäquate Anleitung und einen Ausblick zu erhalten. Wisst ihr' s noch?

Solche Leitpersonen bräuchten auch die heutigen Junglehrer, die in den Pädagogischen Hochschulen sitzen und gerne gute Lehrer werden möchten. Denn Schule geben kann man nicht einfach, und man lernt es nicht im Handumdrehen. Es braucht Geduld und die Beharrlichkeit, eine «gute Lehrerin» werden zu wollen – und es braucht Anleitung durch erfahrene Lehrer, die ihren reichhaltigen Fundus gerne weitergeben.

«Machs na» als «didaktisches Minimum»

Der Dritte im Bunde der erfahrenen Pädagogen in unserem Newsletter, Carl Bossard, greift einen der zentralen Bausteine auf, ohne den das Lernen nicht funktioniert: Vorzeigen und Nachmachen. Er erinnert an das Sprechenlernen, das Schuhe-Binden und vieles mehr, das nur so gelernt werden kann. Und er weist darauf hin, dass diese «Urform des Lernens» in der heutigen Lehrerbildung als «lehrerzentriert und direktiv» abgestempelt wird, stattdessen dominiere der «Kreativitätsimperativ».

Das erinnert mich an mein Nachbarskind indischer Herkunft, dessen Eltern nur gebrochen Deutsch sprachen. In 7 Jahren Volksschule in der Stadt Zürich lernte sie kaum etwas über den deutschen Satzbau, die Rechtschreibung und Grammatik, geschweige denn über den Aufbau einer Erzählung. In der 2. Sek B musste sie eine Erzählung über einen Ausflug schreiben – ganz «kreativ». Und das tat sie: seitenlang, ohne Einleitung, ohne Punkt und Komma, kaum ein Satz war richtig, der Wortschatz schmal und die Wortwahl häufig unpassend, von den zahlreichen sprachlichen Fehlern gar nicht zu sprechen. Die Lehrerin gab diese «kreative» Arbeit ohne Korrekturen und ohne mündliche Besprechung zurück, einzig mit einem «Sehr gut!» am Schluss des Textes. Auf meine Bemerkung: «Aber die Fehler hat sie nicht korrigiert», fragte die Schülerin erstaunt zurück: «Hat es denn Fehler?»

Arme Kinder! Wie sollen sie ihren Weg in die Berufswelt gehen ohne wenigstens minimale Grundlagenkenntnisse in Deutsch und oft auch in Mathematik? Aber ich weiss, es nützt



nichts, wenn ich mich darüber ärgere. Wir können nichts anderes tun als unsere Kollegen Carl Bossard, Allan Guggenbühl, Max Knöpfel – und zum Glück noch ein paar andere: nicht aufgeben und immer wieder einfordern, dass die Volksschule dazu da ist, für eine gute Volksbildung zu sorgen, und dass die Lehrer entsprechend auszubilden sind.

In diesem Sinne setzt sich Hans-Peter Köhli in seinem Leserbrief einmal mehr für eine Volksschule mit Klassenunterricht und Kleinklassen ein. Das wäre gescheiter, als (wie in Schweden) mit Bildungsgutscheinen den «Run auf Privatschulen» anzukurbeln, «wo Lehrer unterrichten können und Schüler lernen». Echte Chancengleichheit heisst, dass jedes Kind in der staatlichen Volksschule einen Ort vorfindet, wo es adäquat unterrichtet wird und entsprechend gut lernen kann.

Vielleicht ist wieder einmal eine Volksinitiative fällig? Die Basler Kollegen machen es vor («Jetzt soll das Volk die Kleinklassen ermöglichen»)!

Der Segen der dualen Berufsbildung

Damit kommen wir zum zweiten Block unseres Newsletters, in dem es um die Schweizer Berufsbildung geht. Dabei wird mir als langjähriger Berufsschullehrerin wieder etwas leichter ums Herz. Dank der vielfältigen Möglichkeiten, die unsere Unternehmen der Jugend anbieten, kann auch heute jeder junge Mensch – falls er nicht weiter den schulischen Weg beschreiten will – seinen Platz im Berufsleben finden. Voraussetzung ist selbstverständlich, dass er bereit ist, seinen Teil dazu beizutragen.

«Die Angst der Eltern vor der Realschule» ist deshalb nur bedingt am Platz. Sicher gibt es Lehrbetriebe, die für bestimmte Berufe nur Sek A-Schüler nehmen wollen. Aber es gibt auch viele Lehrmeister, die nicht als Erstes auf den Schultyp abstellen und schon gar nicht auf die oft nicht realistischen Zeugnisnoten, sondern sich selbst ein Bild von den Jugendlichen machen wollen. Erfahrene Ausbilder haben schon sehr gefreute Lehrlinge aus der Sek B oder C erlebt und auch den einen oder anderen weniger gefreuten aus der Sek A. Allfällige Lücken aus der Volksschule kann man stopfen, wenn man will und sich dabei helfen lässt. Auch aus meiner Berufsschulzeit habe ich eine ganze Reihe von Realschülern in Erinnerung, die Mut fassten, wenn sie im Betrieb und in der Schule das Erlebnis machten: Ich kann das auch lernen! Für manche gab es dann kein Halten: Sie wurden zu Spitzenschülern und -lehrlingen, wurden nach der Lehre rasch befördert oder hängten eine anspruchsvolle weitere Ausbildung an.

«20 Minuten» hat am 24. Januar ein spritziges und informatives «Bildungsspecial» veröffentlicht, daraus drucken wir die Artikel zur Schnupperlehre und zum Lehrabbruch ab. Erfreulicherweise unterstützen die meisten Oberstufenlehrer ihre Schüler aktiv, indem sie mit ihrer Klasse Lehrbetriebe und das BIZ besuchen, den Ausbildnern einzelne Jugendliche zum Schnuppern empfehlen, ihrer Klasse konkret zeigen, wie man sich um eine Lehrstelle bemüht – inklusive pünktliches Erscheinen und andere Verhaltensregeln.

Den Eltern ihrerseits ist zu empfehlen, ihr Kind bei seiner Berufswahl zu unterstützen, auch wenn es nicht den Traumberuf (der Eltern) wählt. Unser Bildungssystem ist durchlässig, und wer bereit ist zu lernen und sich durchzuboxen, erhält immer wieder eine Chance im Leben.

Ganz zum Schluss: Stabiler Beginn der Schulkarriere im Kindergarten

Den Abschluss macht ein Pro & Kontra zum flexiblen Einstieg in den Chindsgi. Während der Kinderpsychiater Oskar Jenni je nach Entwicklungsstand des einzelnen Kindes einen Beginn auch im Februar oder sogar zu mehreren Zeitpunkten des Schuljahres vorschlägt, weist der Pädagoge und Lehrer Carl Bossard darauf hin, dass als Erstes der Aufbau einer möglichst konstanten Klassengemeinschaft im Zentrum stehen muss, weil damit für alle Kinder ruhige und stabile Beziehungen zur Lehrerin und zu den Gschpänli entstehen und



wachsen können. Das Wohl des Kindes beruht nicht nur auf der individuell «besten» Situation, sondern auch darauf, sich in seiner Gruppe einzuleben und mitzutun.

Nun wünsche ich Ihnen viel Freude beim Stöbern in unseren Texten.

Marianne Wüthrich

Coach, Mentor oder Leitperson?

NZZ, 17.1.2022, Meinung & Debatte, Gastkommentar von Allan Guggenbühl

Der Schulunterricht fokussiert vermehrt auf soziale Kompetenzen. Dabei darf nicht vergessen werden: Das Verhalten der Schüler hängt nach wie vor von der Gruppendynamik, der Identifikation mit der Klasse und der Lehrperson ab. Gastkommentar von Allan Guggenbühl

«Der schlimmste Schüler, den wir je an der Schule hatten!» Das Verdikt der Schulleiterin ist klar. Folgerichtig wird von der Schulleitung in Absprache mit der Lehrerschaft und der Integrationslehrerin ein partieller Schulausschluss beschlossen. Seine Trommelaktionen auf dem Pult, sein Dreinreden und Davonrennen verunmöglichen einen geordneten Unterricht. Fazit: Der Knabe verfügt nicht über die nötigen sozialen Kompetenzen, um in der Schule zu bestehen.

Der siebenjährige intelligente Knabe besucht die Schule seit sieben Wochen. Gegenargumente der Mutter haben vor der sechsköpfigen Lehrerschaft keine Chance. Die Lehrpersonen betonen, dass sie noch für weitere zwanzig Schüler und Schülerinnen verantwortlich sind und sich nicht nur um diesen einen Jungen kümmern können. Individuelle Zusatzhilfe sei nötig.

Soziale Kompetenzen

Damit sich alle auf das Lernen konzentrieren können, muss die Lehrperson für einen geordneten Unterricht sorgen. Es gilt aus einem wilden Haufen unterschiedlicher Individuen eine Gemeinschaft zu bilden. Viele Schüler verhalten sich jedoch frech und eigensinnig. Wie bringt man die Schülerschaft dazu, sich zu benehmen?

Ausgestattet mit einer Rute, einer lauten Stimme und einem strengen Blick forderten früher Lehrer von der Schülerschar das Einhalten der Regeln im Schulzimmer. Die Pulte wurden streng nach vorne ausgerichtet, damit der Zuchtmeister als massgebliche Autorität wahrgenommen wurde. Frontalunterricht war die Norm, der Blick der Lehrperson unausweichlich. Die Lehrperson stand im Zentrum und forderte die Aufmerksamkeit der Klasse ein.

Stoffvermittlung und Disziplin erfolgten über die Lehrperson. Jede Schulklasse hatte ihren Lehrer oder ihre Lehrerin. Eine solche Ausrichtung auf eine singuläre Person gilt heute als obsolet. Im Rahmen des individualisierten Unterrichts werden die Schüler zu selbsttätigem Lernen angehalten. Dank der Digitalisierung könne der Lernprozess autonom gestaltet, gesteuert und erfasst werden. Die Schüler verfolgen selbstgesetzte Lernziele. Fehler meldet das Programm und nicht die Lehrperson. In einigen Schulhäusern wurden dazu Lernkojen eingerichtet, in denen die Schüler eigenständig arbeiten. Die Lehrperson begleitet die Schüler als Coach im Hintergrund.

Von den personalen Kompetenzen der Schüler und Schülerinnen hängt ab, ob konstruktive Lernprozesse in diesem Rahmen möglich sind. Die Betonung der sozialen Kompetenzen gehört deshalb zum expliziten Lehrauftrag der Schule, diese werden im Lehrplan 21



ausdifferenziert. Schüler sollen «sich auf eine Aufgabe konzentrieren», «die Hausaufgaben eigenverantwortlich erledigen», «aufgrund neuer Einsichten einen bisherigen Standpunkt ändern», «Konfliktsituationen aushalten», «einen Konsens suchen» und «sich in andere Personen versetzen» können, «Kritik annehmen» und so weiter.

Der Begriff «Kompetenz» impliziert, dass das Verhalten eine erfassbare Leistung der Schüler ist. Er suggeriert auch, dass Verhalten objektiv beurteilt werden kann. Ein Schüler ist sozial kompetent oder auch nicht.

Stört jedoch ein Schüler, dann muss die Schule reagieren. Bringen Massregelungen und Gespräche keine Besserung, dann werden «personale Defizite» vermutet. Es wird ein Zusammenhang zwischen seinem Verhalten und seiner Persönlichkeit hergestellt. Massnahmen werden eingeleitet, die ihm helfen sollen, sich zu bessern. Ausgehend von einer Diagnose, bietet man ihm im Einzelsetting Unterstützung durch einen Heilpädagogen, Klassenassistenten, Sozialarbeiter oder Schulpsychologen. Die Grundannahme ist, dass der Schüler oder die Schülerin an seinen oder ihren personalen Kompetenzen arbeiten muss.

Aus der vierten Klasse des Schulhauses an seinem Wohnort wurde der zwölfjährige Junge wegen seiner Unruhe und seiner Aggressionen relegiert. Jetzt sitzt er in der Klasse des Nachbarschulhauses. Zum Erstaunen der Schulleitungen, Lehrpersonen und Eltern gibt es in der neuen Klasse keine Probleme. Der Junge wirkt motiviert, konzentriert, und er engagiert sich im Unterricht.

Solche Verhaltensänderungen sind verbreitet: Ein Kind benimmt sich bei einer Lehrperson unmöglich, bei einer anderen angepasst. Die Schlussfolgerung, dass sich auffälliges Verhalten auf personale Kompetenzen zurückführen lässt, wird in der Praxis oft widerlegt.

Um die Hintergründe dieses Phänomens zu verstehen, muss die Situation der Kinder in der Schule berücksichtigt werden. Die Kinder treffen in der Schule auf Gleichaltrige. Bei den Kontakten in der Klasse prallen verschiedene Interessen, Persönlichkeiten und zudem zwei Geschlechter aufeinander. Klatsch, Rivalitäten, Freundschaften und Intrigen interessieren.

Da es sich nicht um selbstgewählte Gruppen handelt, drohen Chaos und Turbulenzen. Kindergruppen sind darum Minenfelder. Emotionen und Eigeninteressen können jederzeit überhandnehmen. Vor allem: Die Kollegen und Kolleginnen sind wichtiger als der Schulstoff. Da Kinder noch nicht über die notwendige Ich-Stärke verfügen, fällt es ihnen schwer, sich selbst zu disziplinieren. Sie leben in ihren eigenen Welten, werden von Emotionen beeinflusst, reagieren auf Spannungen und priorisieren ihre Interessen. Die Folge: Die Schule wird aus ihrer subjektiven Warte zu einer Arena, in der sich private Dramen abspielen. Die Gefahr ist, dass die Lehrperson zur Hintergrundfigur wird.

Damit dies nicht geschieht, brauchen die Schulklassen einen Erwachsenen, der sie als kollektive Einheit anspricht. Die Lehrperson bietet sich als emotionales Bindungsobjekt an. Sie vertritt Klassenregeln und Auffassungen, nach denen sich die Schüler ausrichten können. Sie nimmt Stimmungen auf, schlichtet bei Konflikten und hilft den Schülern, sich in der Gruppe zu orientieren.

Mithilfe von Ritualen, gemeinsamen Aktivitäten und Kernsätzen versucht sie der Klasse zu einem Gemeinschaftsgefühl zu verhelfen. Die Botschaft ist, dass es nicht nur um sie als Individuen geht, sondern um die Klasse als Gruppe. Bei Auseinandersetzungen repräsentiert diese Lehrperson das Über-Ich. An solchen Leitpersonen können sich die Kinder reiben, eigene Themen abhandeln, sich aufregen und erfreuen. Sie werden zu einer Referenzperson bei Konflikten. Sie sind nah an den Schülern, doch gleichzeitig fern, da sie eine klare Rolle einnehmen.

Paradoxerweise ermöglicht dieses Nähe-Distanz-Verhältnis wertvolle Begegnungen. Die



Schüler erleben den Archetyp des Pädagogen, der präsent ist, ohne das Persönliche in den Vordergrund zu rücken. Die Stimme solcher Lehrpersonen hallt oft bis ins Erwachsenenalter nach.

Vor allem Knaben lassen sich meist erst durch eine solche Führungsperson disziplinieren. Wenn sie sich mit ihr emotional verbunden fühlen, dann entwickeln sie auch ein Interesse am Stoff. Lernen ist ein Nebeneffekt einer guten Beziehung zu einer Lehrperson. Wenn jedoch mehrere Lehrpersonen für eine Klasse verantwortlich sind und der Fokus ausschliesslich auf den einzelnen Schüler gerichtet ist, ist diese Aufgabe schwieriger zu erfüllen. Die Bindung zwischen den Schülern und den Lehrpersonen ist schwächer, da alles von persönlichen Kontakten abhängt. Es droht eine Verantwortungsdiffusion, und Konflikte werden an Fachpersonen delegiert statt durchgestanden.

Gruppendynamiken

Es ist darum eine Illusion zu glauben, dass sich dank der Digitalisierung die Rolle der Lehrperson auf die eines Coachs beschränkt. Damit sich die Schüler in der Flut widersprüchlicher Informationen nicht verlieren und nicht zum Spielball von Gruppendynamiken werden, braucht es Erwachsene, die sie an der Hand nehmen und die Welt der Alten markieren. Ohne Erwachsene, die bereit sind, die Leitung zu übernehmen, beginnen Schüler zu stören. Schwierige Schüler widerspiegeln oft einen Mangel an Klassenführung und zeugen nicht von fehlenden personalen Kompetenzen.

Ob sich eine Lehrperson als Oberbandenführer vor einer Klasse etablieren kann, hängt von ihrem Selbstverständnis ab: Versteht sich die Lehrperson als Pädagoge, der einer Gruppe vorsteht, als umsichtiger Mentor oder als Coach? Leitfiguren müssen bereit sein, Strategien der Gruppenführung einzusetzen.

Bei der Übernahme der Klasse biedert man sich nicht gleich an oder will die Klasse mit durchgeplanten Lektionen beeindrucken, sondern klärt zuerst die Rollen. Unter Umständen kann der Klasse sogar kommuniziert werden, dass das Engagement der Lehrperson an Bedingungen geknüpft ist. Die Schüler und Schülerinnen müssen der Lehrperson beweisen, dass es sich wirklich lohnt, sich für sie einzusetzen.

Lehrpersonen, die ängstlich um die Akzeptanz bei den Schülern buhlen, haben es schwer. Die grosse Mehrzahl der Schüler möchte unterrichtet werden und etwas lernen, doch was gratis ist, hat keinen Wert. Die Kunst ist, die Schüler zu überzeugen, dass ein konstruktiver Unterricht auch von ihnen abhängt und Lehrpersonen nicht ihre Diener sind. Die Aufnahme einer Beziehung zu den einzelnen Schülern erfolgt mit der Zeit.

Die Schule hat die Aufgabe, einen Unterricht zu bieten, an dem sich alle Schüler beteiligen und in dem alle lernen können. Ein lehrerzentrierter Unterricht gilt als nicht zeitgemäss. Die Fokussierung auf die sozialen Kompetenzen und die vielen involvierten Fachleute haben jedoch zur Folge, dass vergessen wird, dass das Verhalten der Schüler von der Gruppendynamik und der Identifikation mit der Klasse und der Lehrperson abhängt.

Allan Guggenbühl, Psychologe und Psychotherapeut, leitet das Institut für Konfliktmanagement und Mythodrama in Zürich. Er ist Autor des Buches «Vergessene Klugheit – wie Normen uns am Denken hindern».



Ein verblüffend einfaches Rezept

NZZ, 21.1.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief von Max Knöpfel

Wie kann die Schule konstruktiv mit verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen umgehen? Allan Guggenbühl antwortet darauf mit einem verblüffend einfachen Rezept (NZZ 17. 1. 22). Er stellt den Schwächen des Lehrplans 21, dem selbsttätigen Lernen und der Digitalisierung im Schulzimmer die Stärken von Lehrern gegenüber, die bereit und fähig sind, als Leit- und Führungspersonen einen konzentrierten und disziplinierten Unterricht zu ermöglichen.

Dabei plädiert Guggenbühl für Pädagogen, die «präsent» sind und nicht nur als Coachs im Hintergrund agieren. Auch wenn Frontalunterricht und führungsstarke Lehrer manchenorts aus der Zeit gefallen sind – die pädagogischen Hochschulen zumindest täten gut daran, sich dieser erfolgversprechenden Elemente eines «geordneten Unterrichts», wie ihn Allan Guggenbühl postuliert, zu entsinnen. Denn in seinem ausgezeichneten Gastkommentar macht der Autor eines klar: Bildungsqualität entsteht vorab aus Bindungsqualität.

Max Knöpfel, Pfäffikon (ZH)

Vom verdrängten Vormachen und Nachmachen

Journal 21, 15.1.2022, Carl Bossard

Das selbstgesteuerte Lernen dominiert den didaktischen Diskurs. Doch lernen wir nicht auch über das Vorgezeigte, über das Mitmachen und das Nachmachen? Gedanken zu einer verpönten Urform der Pädagogik.



«machs na» («mach es nach») – Inschrift an einem Pfeiler des Berner Münsters (Foto: Xxlstier / Wikimedia)



Er war gewiss ein selbstbewusster Künstler und wusste, dass er etwas konnte: der Bildhauer und Baumeister Erhart Küng (ca. 1420–1507). Als Steinmetz kam er um 1455 nach Bern; schon bald zeichnete er als Werkbaumeister am Neubau des Berner Münsters verantwortlich. Eindrücklich noch heute seine Skulpturengruppe mit dem «Jüngsten Gericht» am mittleren Westportal. Und von ihm stammt wohl auch die stolze Inschrifttafel am Strebepfeiler bei der Schultheissenpforte; sie ist in Stein gemeisselt und zeugt, vielleicht ein wenig protzig, von seinem künstlerischen Können: «machs na» («mach es nach»)¹.

Vorzeigen und Nachmachen als pädagogische Urform

«Machs na! Ich habe es dir vorgemacht – mit einem Idealbild», das ist wohl Erhart Künigs steinerne Botschaft an der Pfeilerbrüstung. Vorzeigen und Nachmachen. Vielleicht das älteste Modell der Pädagogik und vermutlich die einfachste wie auch die direkteste Form des Anleitens und Unterrichtens: Mimetisches Lernen nannten die alten Griechen diese Methode. Der Berner Hochschullehrer und wegweisende Lernpsychologe Hans Aebli zählt sie zur zweiten Grundform des Lehrens – nach dem Erzählen und Referieren.²

«Ich zeige es dir; versuch's nun selber!»

Sie überrascht nicht, die Position zwei von Vorzeigen und Nachmachen bei den zwölf Grundformen in Aebli's «Allgemeiner Didaktik». Der methodische Imperativ «machs na» gehört, geschwollen ausgedrückt, zu den anthropologischen und lerntheoretischen Grundkonstanten. Wie lernt der junge Mensch sprechen? Ohne das Vorbild der menschlichen Sprache ist dieser anspruchsvolle Lernprozess nicht möglich. Oder welcher ungeahnter Wert liegt im Erzählen von Märchen und im Vorlesen von Geschichten fürs spätere Selberlesen! Und wie kommt das kleine Kind zum Schuh-Binden? Schau, ich zeig's dir; versuche es nun selber! Das Kind beobachtet, wie es funktioniert, und macht es nach – am Anfang vielleicht noch mit Hilfen. Es probiert, immer und immer wieder!

Vom notwendigen und systematischen Anleiten

Das Gleiche gilt für die Schule. Im Instrumentalunterricht ist das Vormachen gang und gäbe; oder beispielsweise im Fach Angewandte Gestaltung: Hier zeigt der Lehrer hilfreiche Handgriffe vor – und öffnet so die Tür zur Welt des Selbermachens – über die Prozesse des Anschauens, Nachdenkens, Problemlösens. Fundamental ist das eigene Tun der Lernenden. Ebenso grundlegend und notwendig aber bleibt die systematische Anleitung durch eine kompetente Pädagogin, einen versierten Lehrmeister.

Wenn es um den Erwerb von Fertigkeiten und Arbeitstechniken geht, spielen das Vorzeigen und «Vor-Handeln» eine eminent wichtige Rolle. In allen Fächern. Die Lehrerin wirkt durch das, was sie kann und indem sie es auch vorzeigt und erklärt: im Französischunterricht das Bilden bestimmter Laute wie des stimmhaften «S», im Englischen des «Th». In den Sportlektionen ist es das Demonstrieren eines Tanzschritts oder eines Weitsprungs. Der Lehrer wirkt auch, indem er eine Matheaufgabe sprechdenkend löst, eine Textpassage selber eloquent vorträgt, den Zeichenstift persönlich ergreift. All das gehört zu seinem lernwirksamen und natürlichen Methodenrepertoire.

Zeigen als didaktisches Minimum

Es erstaunt darum, wie wenig Wert in der heutigen Pädagogik und Didaktik dem Vorzeigen beigemessen wird. Vormachen sei lehrerzentriert und direktiv, wird argumentiert – und wenig kreativ. Es dominiert der Kreativitätsimperativ. Das Kind müsse am besten alles

¹ Zu sehen ist eine Kopie; das Original befindet sich im Bernischen Historischen Museum.

² Hans Aebli: *Zwölf Grundformen des Lehrens Eine Allgemeine Didaktik auf psychologischer Grundlage. Medien und Inhalte didaktischer Kommunikation, der Lernzyklus.* Stuttgart: Klett-Cotta, 2011, 14. Aufl., S. 65ff.



selber entdecken – spielerisch und «aus sich selbst heraus», heisst es. Sogar das Alphabet wird an gewissen Orten so gelernt, das Schreiben sowieso. Wie wenn's kein Vorzeigen und Anleiten und Nachmachen als direkteste Form des Automatisierens von Fertigkeiten gäbe! Ob sich hier ein Zusammenhang ergibt mit den schwächer gewordenen PISA-Ergebnissen im Fach Deutsch?

Wie ganz anders tönen die Botschaften renommierter Bildungsforscher! Das massgebende pädagogische Können sei die Zeigekompetenz, schreibt der deutsche Erziehungswissenschaftler Klaus Prange. Und er fügt bei: «Das ist sozusagen das didaktische Minimum [...]»³ Plausibel tönt das, und es leuchtet ein, denn die elementarste Form natürlicher Pädagogik liege in der Demonstration. Davon ist der amerikanische Evolutionsbiologe Michael Tomasello zutiefst überzeugt: «Man zeigt jemanden, wie etwas gemacht wird, indem man es entweder unmittelbar tut oder auf irgendeine Weise pantomimisch darstellt. Und wie die Kommunikation wird die Handlung nicht um ihrer selbst willen vollzogen, sondern zum Vorteil des Beobachters oder des Lernenden.»⁴

«Machs na» als notwendiges Korrektiv

Das meinte vielleicht der Steinmetz Erhart Küng. Er konnte etwas, und er zeigte es vor; «machs na» verkündet er vom Berner Münster in steinernen Lettern weit ins Land hinaus. Bis heute hat dieser Imperativ nichts von seinem Wert verloren – auch in der Schule nicht.

«Machs na» ist nicht nur eine Urform des Lernens; sie könnte ein methodisches Korrektiv zum heute gar stark gewichteten selbstgesteuerten Lernen sein. Dies im Wissen, dass Vorzeigen und Nachmachen zwar eine sehr wichtige, aber doch nur eine von vielen Methoden darstellt.

Warum der Run auf Privatschulen?

NZZ, 14.1.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief von Hans-Peter Köhli

In Schweden erhält man für die Kinder Bildungsgutscheine vom Staat, einlösbar sowohl bei öffentlichen als auch bei privaten Schulen («Verschärfen Privatschulen die Segregation?», NZZ 8. 1. 22). Letztere erleben einen grossen Andrang; oft erfolgen Anmeldungen schon nach Geburt eines Kindes, aber die erhoffte Chancengleichheit bleibt Illusion. Einige Analytiker seien der Meinung, es gebe eben dort «Wohlfühlzeugnisse».

Das Hauptargument der Eltern lautet jedoch anders, und verschiedene Stellen im Bericht reden Klartext. Die Privatschulen mit starkem Gewicht auf der englischen Sprache werben mit dem Slogan: «Wo Lehrer unterrichten können und Schüler lernen». Der Fokus werde auf Ordnung und Lernerfolg gelegt; bei den öffentlichen Schulen hingegen herrsche nach der Lehrplanreform eine Übergewichtung der Persönlichkeitsbildung mit einem «diffusen und schwer messbaren Konzept auf Kosten der akademischen Anforderungen».

Da zeigen sich Parallelen zur Schweiz. Ein grosser Teil der Eltern und Lehrkräfte findet auch hier den neuen Lehrplan 21 mit seinem selbständigen Lernen ungeeignet. Dieser wurde in Volksabstimmungen nur angenommen, weil man sich dessen Auswirkungen gar nicht vorstellen konnte. Viele Kinder sind damit völlig überfordert.

Was sie brauchen, ist ein solider Grundstock vorab an Sprache und Mathematik und eine

³ Klaus Prange: *Die Zeigestruktur der Erziehung. Grundriss der Operativen Pädagogik*. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 2012, 2. Auflage, S. 78.

⁴ Michael Tomasello: *Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2014, S. 96.



Lehrperson, welche nicht nur als «Coach» fungiert, sondern die Klasse klar führt und ohne Gewissensbisse auch frontal unterrichten darf. Zudem sollten unbedingt wieder Kleinklassen eingeführt werden. Die Integration sämtlicher Kinder mit Verhaltensstörungen oder besonderem Förderbedarf in Normalklassen funktioniert aus verschiedenen Gründen nicht.

Das zeigt die wachsende Zahl von Klassenassistenzen, welche notfallmässig nötig wurden, um einen einigermaßen geordneten Betrieb überhaupt aufrechterhalten zu können. Hoffentlich veranlasst der Artikel die Verantwortlichen in der Schweiz, über die Bücher zu gehen.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Jetzt soll das Volk die Kleinklassen ermöglichen

Bazonline, 20.1.2022, Thomas Dähler

Mit einer Volksinitiative wollen Lehrerinnen und Lehrer heilpädagogische Förderklassen mit eigenständiger Leitung wieder im Schulsystem des Kantons Basel-Stadt verankern.

Jetzt wollen die Basler Lehrerinnen und Lehrer das Integrationsdogma der Erziehungsdirektion mit einem Volksverdikt aufweichen und mit der Wiedereinführung von Förderklassen ein Problem lösen, das die Schulklassen in Basel enorm belastet. Die Förderinitiative, für welche die Freiwillige Schulsynode Basel-Stadt ab sofort Unterschriften sammelt, verlangt, dass Basel-Stadt neben den bestehenden Integrationsklassen auch wieder heilpädagogisch geführte Förderklassen führen soll.

Die Angst der Eltern vor der Realschule

NZZ 25.1.2022, Schweiz, Christof Forster, Bern

Die Realschule oder Sek C gilt als schulischer Restposten – dabei sind gute Realschüler oft gleich gut wie mittelmässige (Pro-)Gymnasiasten

Alle reden von Gymnasien, Fachmittelschulen, Universitäten und Fachhochschulen. Selten im Fokus steht dagegen ein anderes Standbein des Bildungssystems: die Realschule oder auch Sek B, C oder E, wie sie in einigen Kantonen heisst. Damit gemeint ist die Sekundarstufe mit den tiefsten Anforderungen. Im Laufe der kommenden Wochen werden die Schülerinnen und Schüler der 6. Klassen im ganzen Land wissen, wie sie eingeteilt worden sind. In dieser Zeit des Wartens auf den Entscheid sind die Eltern meist angespannter als die Kinder.

Wenn der Nachwuchs Richtung Gymnasium oder prestigeträchtiger Lehre mit Berufsmatura eingespurt ist, scheint der Stolz der Eltern grenzenlos. Jedoch werden sie wortkarg, wenn ein Sohn oder eine Tochter in die Realschule muss. Lieber will man verschweigen, dass sein Kind nun zum schulischen «Restposten» gehört. Und verstärkt damit das Gefühl bei den Jugendlichen, es nicht geschafft zu haben. In urbanen, bildungsnahen Kreisen schämt man sich fast, wenn eines der Kinder Realschüler wird. Man sieht es in einem zunehmend auf Akademisierung getrimmten Bildungssystem auf dem Abstellgleis. Man denkt an Klassen mit Alkohol-, Drogen- und Gewaltproblemen. Aber stimmt das?



«Schüler zweiter Klasse»

Das Image der Realschule hat gelitten in den vergangenen Jahren (siehe Interview). Fast alles hat sich um die Matura gedreht. Dies zeigt sich etwa daran, dass der Zugang zu zahlreichen Berufen wie Hebamme oder Lehrer inzwischen nur noch mit diesem Diplom möglich ist. Überall wird betont, wie wichtig Bildung für ein rohstoffarmes Land wie die Schweiz sei. Im Schatten dieser Diskussion blieb die Realschule auf der Strecke. Sie hat einen zunehmend schweren Stand in der öffentlichen Wahrnehmung. «Realschüler sind sich oft sehr bewusst, dass sie Schüler zweiter Klasse sind», sagt Bildungsforscher Thomas Meyer. Es sei erschütternd zu sehen, wie sie in vielen Fällen Interesse und Ambitionen verlören in Anbetracht dessen, dass viele Ausbildungsmöglichkeiten für sie ausser Reichweite lägen.

Da geht laut Meyer viel Potenzial verloren. Denn Studien wie Pisa zeigen, dass sich die Leistungskurven der verschiedenen Oberstufen-Typen stark überschneiden. Das heisst: Gute Realschüler sind nicht selten gleich gut wie mittelmässige (Pro-)Gymnasiasten. Meyer möchte, dass die Bildungspolitik den Realschülern mehr zutrauen. Die Lehrpläne dürften anspruchsvoller sein.

Vom Algorithmus aussortiert

Das Label Realschule hat in der Schweiz einen negativen Einfluss auf Berufskarrieren. Deshalb ist die Angst vieler Eltern vor der Einteilung nachvollziehbar. Das sagt auch der Bildungsökonom Stefan Wolter: «Realschüler haben es selbst bei gleichen schulischen Leistungen wie Sek-Schüler schwerer, gleich gute Lehrstellen zu finden.» Wolter macht jedoch eine Einschränkung. Die Forschung wisse nicht, woran dies liege. Ist die unterschiedliche Behandlung nicht begründbar, oder gibt es für die Wissenschaftler unbekannte Faktoren wie zum Beispiel das Verhalten, welche die ungleichen Chancen erklären? Es könnte sein, dass sich Sek-Schüler in Bewerbungsgesprächen im Schnitt besser verkaufen und deshalb den Vorzug erhalten.

Noch etwas macht es für Realschüler schwieriger, eine Lehrstelle zu finden. Bei grösseren Unternehmen mit vielen Bewerbungen oder anspruchsvollen Arbeitgebern wirken häufig Automatismen gegen Realschüler. Diese werden vom Algorithmus aussortiert. Bessere Chancen dürften sie bei kleineren Betrieben haben. Diese nehmen tendenziell lieber einen motivierten Realschüler als einen schulisch zwar ähnlich guten Sek-Schüler, der sich mangels Alternativen beworben hat. Immerhin können Realschüler ihre Fähigkeiten bei Eignungstests wie Multichack oder Stellwerk zeigen, die mittlerweile von vielen Arbeitgebern verlangt werden.

Dass es auch mittelmässige oder gar schlechte Schüler beruflich weit bringen können, zeigt eine Studie von Margrit Stamm über die 200 besten Lehrabgänger der Schweiz. 60 Prozent dieser «Top 200» verfügten über einen mittleren oder tiefen Schulabschluss, 20 Prozent besuchten die Realschule. Für viele von ihnen ist laut Stamm die Lehre zur zweiten Chance geworden, die zu einer Leistungsexplosion geführt hat.

Es fehlen die Vorbilder

Ein weiteres Handicap der Realschule zeigt sich an einem anderen Ort. Während Sek-Schüler weiterführende Schulen wie Gymnasium oder Fachmittelschule besuchen (oder zumindest die Prüfung dafür absolvieren) können, bleibt Realschülern diese Option verwehrt. Sie könnten zwar eine Lehre mit Berufsmaturität machen, die ihnen den Weg zu einer Fachhochschule öffnet. Doch eine Berufsmaturität sei oft zu anspruchsvoll für Realschüler, sagt Wolter. Es gebe allerdings auch positive Ausnahmen, wie beispielsweise das Gesundheitswesen, wo etliche Lernende diesen Weg gingen.

«Aus all diesen Gründen ist es nachvollziehbar, wenn die Eltern zum Schluss kommen,



die Realschule sei eine Sackgasse», sagt der Bildungsforscher Wolter. Das Bildungssystem sei zwar auf dem Papier sehr durchlässig. Aber in der Praxis gebe es sehr selten Wechsel von der Realschule in die Sekundarschule.

Es gibt weitere Faktoren, welche Realschüler daran hindern, ihr Potenzial zu entfalten. Lehrer bevorzugen es, punkto Leistung homogene Klassen zu unterrichten. Dies erleichtert ihre Arbeit, ist jedoch für die (leistungsschwächeren) Schüler ein Nachteil. Diesen fehlen die guten Vorbilder. Eine wichtige Rolle bei der schulischen Leistung spielen auch die Eltern. Die Leistung der Schüler widerspiegelt laut Wolter den Ausbildungsstand und die Erwartung der Eltern. Diese haben auch einen Einfluss auf die Lehrpersonen. Eltern von Sek-Schülern bemühen sich stärker um den schulischen Erfolg ihrer Kinder. In der Realschule gibt es diesen Druck nicht. Wenn es nicht gut läuft, müssen sich die Lehrer nicht rechtfertigen, sondern können die mangelnden Leistungen auf die Klasse abwälzen («es sind halt Realschüler»). Es gibt aber auch die anderen Reallehrer, die motivierten, die es schaffen, das Selbstwertgefühl ihrer Schülerinnen und Schüler wieder zu stärken.

Verbesserungen wären möglich

Nun gäbe es durchaus Möglichkeiten, die Realschule zu stärken. Beispielsweise könnten die Kantone die Schüler auf allen Stufen standardisierte Leistungsüberprüfungen schreiben lassen. Dies würde einen objektiveren Blick auf die Leistungen ermöglichen, der vor allem auch Realschülern zugutekäme. Die Firmen könnten dazu angehalten werden, bei ihren Entscheiden auch diese Prüfungen zu berücksichtigen.

Noch besser sei jedoch, die strikte Trennung von Sekundar- und Realschule aufzuheben, sagt Wolter. Vor allem Westschweizer Kantone handhaben dies so. Real- und Sek-Schüler sind dabei in der gleichen Klasse. Je nach Leistung in den Hauptfächern besuchen sie den Unterricht auf Stufe Sek oder Real. So kann eine Schülerin zum Beispiel in Mathematik und Deutsch auf Sek-Niveau sein, in Französisch dagegen auf Realstufe. Schüler können so besser nach ihren Stärken gefördert werden.

Dass dieses von der Forschung propagierte Modell nicht stärker verbreitet ist, liegt auch an den Ängsten und Widerständen der Eltern. «Sie befürchten, dass sich in solchen gemischten Klassen die Leistungen ihrer Kinder verschlechtern würden», sagt Wolter. Diese Angst sei nicht ganz unbegründet. Stark profitieren von gemischten Klassen würden Realschüler. Die Sek-Schüler hätten für sie eine Vorbildfunktion. In eine ähnliche Richtung geht der Vorschlag, nicht bereits in der Primarschule zu selektionieren. Heute werde in der Schweiz zu früh und zu stark selektioniert, sagt der Bildungsforscher Meyer.

Ideen liegen auf dem Tisch. Doch vorläufig bleibt alles beim Alten.

«Die Realschule gilt als Ort für Problemfälle»

Die Realschule hat eine schlechte Reputation. Sollten wir mehr darüber reden statt über das Gymnasium?

Ja. Die Realschule hat in der Gesellschaft eine geringe Akzeptanz. Mit der Akademisierung der Bildung hat sich dies verstärkt. Sie gilt nicht mehr als Schule für eine breitere Bevölkerungsgruppe, sondern vor allem als eine für Problemfälle.

Stimmt das Bild mit der Realität überein?

Tatsächlich stammen Realschüler öfter aus Familien mit niedrigen Bildungsabschlüssen und ohne regelmässige Arbeit. Dazu kommen teilweise Risikofaktoren wie Alkohol-, Drogen- und Gewaltprobleme. Deshalb werden Realschüler häufig als Kellerkinder wahrgenommen.

Tests zeigen aber, dass Realschüler mehr leisten können, als man ihnen zutraut.



Laut der Pisa-Studie gibt es eine deutliche Überschneidung zwischen Realschülern und Gymnasiasten. Aus der Begabungsforschung wissen wir, dass in der Realschule relativ oft begabte Schüler sitzen, deren eigentliche Probleme in sprachlichen Defiziten oder in einer Legasthenie liegen.

Welche Rolle spielt die soziale Herkunft?

Eine wichtige. Dies fängt schon mit der Benotung an. Lehrpersonen trauen Schülern aus bildungsnahen Familien mehr zu. Dass es auch Schüler mit eher schwachen kognitiven Fähigkeiten ans Gymnasium schaffen, liegt an der Unterstützung des Elternhauses. Sie helfen selber oder können sich Förderunterricht leisten.

Was ist ein Realschulabschluss wert?

Realschüler haben mehr Schwierigkeiten auf dem Lehrstellenmarkt. Leider verstärken viele Betriebe dies noch. Wegen des Trends zum Gymnasium und zu höheren Schulabschlüssen nehmen sie Realschüler zunehmend als minderwertige Kategorie wahr. Sie gehen davon aus, ihre Voraussetzungen würden nicht ausreichen, um eine Berufslehre erfolgreich zu absolvieren. Doch wir stellen fest: Realschüler erzielen überdurchschnittlich oft sehr gute Lehrabschlussprüfungen, obwohl sie in der obligatorischen Schule ungenügende Leistungen zeigten. Dort scheitern sie häufig an den sprachlichen Kompetenzen.

Für Firmen kann es ein Risiko sein, solche Lehrlinge zu verpflichten. Was raten Sie ihnen?

Sie sollten Schulniveau, Noten und Klassenwiederholungen weniger stark gewichten. Dann könnte die Berufslehre für Realschüler zur zweiten Chance werden. Betriebe müssten in dieses Potenzial investieren, auch wenn das Risiko besteht, dass es einmal nicht klappt.

Was können die Eltern tun?

Oft wird ihr Überehrgeiz kritisiert. Doch sie passen sich bloss dem Bildungssystem an, das sich so entwickelt hat – nach dem Motto: je höher, desto besser. Es hilft natürlich nicht, wenn Eltern ihrem Kind das Gefühl geben, es sei ein Versager, weil es in der Realschule ist. Das Wichtigste, was Eltern tun können: einen positiven Blick auf die Jugendlichen und auf ihre Talente richten. Viel zu häufig orientieren wir uns an den Schwächen.

Interview: Christof Forster

Schnupperlehre – der erste Schritt

20 Minuten, 24.1.2022, Bildungsspezial, Martina Tresch-Regli

Einblicke in einen Beruf: Schnupperlehren sind für die Berufswahl entscheidend. Ein Experte gibt Tipps.

Die Spannung steigt, wenn es in der Oberstufe ums Thema Berufswahl geht. Kein Weg führt dabei an den Schnupperlehren vorbei. Aktuell starten vielerorts die Schnuppertage in Lehrbetrieben. «Grundsätzlich empfehlen wir, ab der zweiten Oberstufe, wenn die Infos zu interessierenden Berufen gesammelt wurden, zu schnuppern», sagt Dominic Wetli, Leiter der Berufsberatung am BIZ Uri. Bei der Suche nach einer Schnupperlehre unterstützen Eltern, Lehrpersonen, Berufsinformationszentren, aber auch die Internetseite berufsberatung.ch – dort sind neuerdings sämtliche Lehrfirmenlisten aller Kantone aufgeschaltet.

Stehen die Schnuppertage und -wochen an, geht es richtig los. Dann sollten Jugendliche telefonisch bei den Lehrbetrieben anfragen. Auch ist die Kontaktaufnahme per Mail möglich, wie Dominic Wetli erklärt. «Wer aber nach einer Woche keine Rückmeldung erhält,



sollte trotzdem zum Telefonhörer greifen.» Dann gilt: Schreibzeug bereithalten, den Namen der Kontaktperson notieren und Fragen aufschreiben. Manche Betriebe verlangen dann bereits eine Bewerbung. Er relativiert: «Ein Brief mit ein paar Sätzen, in denen man sich vorstellt, etwas zur Motivation schreibt und mögliche Daten angibt, reicht aus.» Zwischen einem und fünf Tagen kann eine Schnupperlehre dauern, dies entscheidet der Betrieb – je nachdem, ob es darum geht, einen ersten Einblick in einen Beruf zu erhalten oder im Rahmen einer Bewerbung noch einmal vertieft zu schnuppern.

Der erste Kontakt war erfolgreich, die Schnupperlehre steht an. Was muss am Tag X beachtet werden? «Unbedingt 5 bis 10 Minuten früher da sein», betont Dominic Wetli. Pünktlichkeit werde schon bei der Schnupperlehre als erste Visitenkarte betrachtet. Wichtig sei zudem, die Kleidung dem Arbeitsumfeld entsprechend zu wählen und gute Umgangsformen zu zeigen. Ausserdem sollten die Schnuppernden gut vorbereitet sein, das Handy ausschalten, sich Namen merken und: «Fragen stellen! Wer Fragen stellt, zeigt Interesse», so Dominic Wetli. Und falls die erste Schnupperlehre kein Erfolg war? «Nicht gleich aufgeben und eine weitere Schnupperlehrstelle suchen. Das führt letztlich zum Ziel.» [Mehr...](#)

Neuen Mut fassen nach Lehrabbruch

20Minuten, 24.1.2022, Bildungsspezial, Gabriel Aeschbacher, Nouvelle.ch

Ein Lehrabbruch ist kein Beinbruch. Wichtig ist, stets eine Alternative parat zu haben.

Die Fakten vom Bundesamt für Statistik (BFS) lügen nicht: Aktuelle Zahlen vom Oktober 2021 belegen, dass gut ein Viertel der Lehrverträge vorzeitig aufgelöst wird. Die gute Nachricht: Vier von fünf Lehrabbrechern steigen wieder ein. Besonders betroffen von Lehrabbrüchen ist das Coiffeurgewerbe, was für Eva Künzli von Nouvelle Coiffure in Luzern nicht unbedingt eine Überraschung ist. «Unser Job wird total unterschätzt, denn viele wissen nicht, wie viel Fleiss und Aufwand im Hintergrund gefragt sind», sagt die erfahrene Lehrmeisterin, die seit über 40 Jahren im Business tätig ist und bereits unzählige Auszubildende zum erfolgreichen Abschluss geführt hat. «Und es braucht Motivation und Leidenschaft, um sich für eine hart umkämpfte Branche jeden Tag aufs Neue zu begeistern.»

Ein Sekundarlehrer, welcher seinen Namen nicht in der Zeitung lesen möchte, sieht einen weiteren Grund für die hohe Abbruchquote bei Lernenden beim hohen Druck, der auf den Schultern der Jugendlichen lastet. Die Fälle, bereits schon am Ende der achten Klasse möglichst eine Anschlusslösung präsentieren zu können, nähmen von Jahr zu Jahr zu.

Dass Lehrverträge zum Teil bereits in den Sommerferien vor Beginn der neunten Klasse unterschrieben würden, komme vor, sagt Berufswahl- und Lerncoach Elio Gallo, der zudem auch als Berufsschullehrer arbeitet und weiss, wie Lehrabbrüche möglichst vermieden werden können. «Vor der Lehre gelingt das am besten durch eine intensive, aktive und vor allem reflektierte Auseinandersetzung mit der Berufswahl. Das Schnuppern ist dabei zentral.

Berufswahl heisst aber auch Betriebswahl, denn die richtige Wahl des Betriebs ist ein wesentlicher Faktor bei der Verminderung von Lehrabbrüchen.» Wem die Berufslehre nach der neunten Klassen zu früh komme, solle sich bewusst für eine Zwischenlösung entscheiden und die Berufswahl überdenken, mahnt Elio Gallo. Eine Berufslehre als Verlegenheits- oder Notlösung zu beginnen, bringe niemandem etwas, ergänzt er.



Eva Künzli weiss, wo man in ihrer Branche den Hebel ansetzen sollte: «Einerseits müsste man die angehenden Lernenden noch besser darüber aufklären, wie der Berufsalltag aussieht.

Andererseits sind natürlich auch die Arbeitsbedingungen – Stichwort Samstagsarbeit – und die Lohnpolitik immer wieder Gesprächsthemen», nennt die Luzerner Coiffeuse zwei Baustellen ihrer Branche.

Was die Statistik des BFS auch verrät: Am meisten Lehren werden im Tessin und am Genfersee abgebrochen, am wenigsten in der Ostschweiz.

Doch was tun, wenn ein Abbruch nicht mehr zu vermeiden ist? Elio Gallo sieht in der Auflösung eines Lehrvertrages auch Chancen. «Dabei ist wichtig, nach vorne zu blicken und die Situation neu zu beurteilen. Das BIZ und das Berufsbildungsamt helfen hier weiter.» [Mehr...](#)

Kindergartenstart im Februar? Pro & Kontra

KLETT-Magazin für Unterricht und Bildung, Januar 2022

Heute können Kinder in der Schweiz jeweils nur nach den Sommerferien in den Kindergarten eintreten. Sollte man diesen Eintritt flexibler gestalten? Kinderarzt Oskar Jenni spricht sich klar für eine Flexibilisierung aus, während Carl Bossard, Gründungsrektor der PH Zug, argumentiert, dass so zu viel Unruhe entsteht.

Pro

Der Eintritt in den Kindergarten ist ein grosser Entwicklungsmeilenstein für jedes Kind: Er bringt eine umfassende Erweiterung der kindlichen Erfahrungswelt mit sich. Das Kind verbringt mehr Zeit ausserhalb der Familie als je zuvor und sein Alltag ist von nun an geprägt von vielen neuen Regeln und Ritualen. Wann ein Kind für diesen wichtigen Entwicklungsschritt bereit ist und zu welchem Zeitpunkt der Kindergarteneintritt erfolgen soll, ist Gegenstand von zum Teil hitzigen fachlichen und politischen Debatten. Besonders akzentuiert ist die Diskussion, seitdem die Kinder immer jünger in den Kindergarten eingeschult werden und dafür bisweilen noch als nicht «reif» genug gelten. Aber wann ist ein Kind für den Kindergarten wirklich reif? Es gibt aus meiner Sicht nur wenige Kriterien für die «Kindergartenreife», und diese sollten vom Kind aus gedacht werden. So muss es beispielsweise in der Lage sein, sich eine Zeit lang von den Eltern trennen zu können; es sollte sich dabei ohne die Anwesenheit der bisher engsten Bezugspersonen wohlfühlen. Bis zum Alter von vier Jahren haben die meisten Kinder eine sichere Bindung zu ihren Bezugspersonen aufgebaut und zunehmend Interesse daran, mit ihrem Umfeld ohne die Begleitung ihrer Eltern zu interagieren. Es gibt aber durchaus Kinder, die in diesem Alter noch nicht dazu bereit sind. In diesem Zusammenhang gilt es zu berücksichtigen, dass gerade in den ersten Lebensjahren die kindliche Entwicklung ausserordentlich dynamisch ist: Nicht selten zeigen Kinder innert kurzer Zeit erstaunliche Sprünge in ihrer Entwicklung. So kann durchaus sein, dass ein Kind im Sommer noch unreif, verspielt, wenig selbstständig und auf die elterliche Anwesenheit angewiesen, aber bereits im darauffolgenden Winter viel reifer ist.

Aus diesem Grund befürworte ich einen flexiblen Eintritt in den Kindergarten zu Beginn des zweiten Halbjahres oder sogar einen noch weniger rigiden Eintrittszeitpunkt, denn gerade in der frühen Kindheit können nur wenige Monate einen grossen Unterschied hinsichtlich des Entwicklungsstandes eines Kindes ausmachen. Manche Länder anerkennen diese Tatsache: In Neuseeland zum Beispiel treten die Kinder an ihrem Geburtstag in



den Kindergarten ein – und nicht zu einem durch die Schule vorgegebenen Zeitpunkt. Der Kindergarten sollte sich aus meiner Sicht an das einzelne Kind anpassen und nicht umgekehrt, denn: Wenn sich die Umgebung nicht auf die individuellen Bedürfnisse und Entwicklungseigenheiten eines Kindes einstellt, es also zu einem Misfit zwischen Kind und Umwelt kommt, dann fühlt sich das Kind nicht wohl, kann keine Selbstwirksamkeit erfahren und entwickelt sich nicht angemessen. Tatsächlich erleben 10 bis 20 Prozent aller Kinder den Kindergarteneintritt als grosse Herausforderung, die zu gravierenden Nachteilen bis in das spätere Schulalter führen kann. Die Flexibilisierung des Eintrittes in das Bildungssystem kann einer solchen Entwicklung entgegenwirken.

Eine Flexibilisierung kann aber nicht nur gesunde Kinder und ihre Eltern entlasten und den Druck auf Familien reduzieren, sondern ist auch für Kinder mit einer Entwicklungsstörung oder mit Verhaltensauffälligkeiten sinnvoll. So bergen Rückstellungen für ein ganzes Jahr das Risiko, dass gerade diese Kinder noch länger eine unzureichende Förderung erhalten. Daten in verschiedenen Kantonen zeigen, dass solche Rückstellungen in den letzten Jahren zugenommen haben. Das ist eine sehr unglückliche Entwicklung, weil besonders Kinder mit Entwicklungsauffälligkeiten von einem strukturierten Bildungssetting enorm profitieren können.

Ich bin mir sehr bewusst, dass eine Flexibilisierung des Kindergarteneintrittes für die Schuladministration und die Lehrpersonen einen erheblichen Mehraufwand bedeutet. Dass sich dieser jedoch auf lange Sicht für die Kinder und auch für die Gesellschaft lohnen wird, davon bin ich zutiefst überzeugt.

Oskar Jenni ist Leiter der Abteilung Entwicklungspädiatrie am Kinderspital Zürich und Leiter der «Akademie für das Kind. Giedion Risch».

Buchtipps: Oskar Jenni. *Die kindliche Entwicklung verstehen*. Springer Verlag, 2021
Weitere Infos: fuerdaskind.ch/akademie/kindliche-entwicklung-verstehen

Kontra

Professor Oskar Jenni denkt vom einzelnen Kind her; er argumentiert aus der Perspektive des Individuums. Doch diese Optik blendet das Systemische, den Gesamtkontext Schule, aus. Und dem System Schule wurde in den letzten Jahren viel aufgebürdet. Sehr viel Zusätzliches. «Die Unruhe muss aus den Schulen raus!», fordert darum der renommierte Neurobiologe Gerhard Roth. Schule und Unterricht laborierten und litten an einer künstlich konstruierten Komplexität. Die inhaltliche und organisatorische Hektik stünde einem guten Lernen, individuell wie sozial, oft im Wege. Die Vielfalt als Folge des rasanten gesellschaftlichen Wandels ist gross. Die Realität in den Kindergärten zeigt es: Die Heterogenität ist gestiegen, die Bandbreite gewachsen, das Zusammenwachsen zur Gruppe schwieriger geworden. In jedem Klassenverband treffen wir auf Kinder mit ganz unterschiedlichen Bedürfnissen, beispielsweise fremdsprachige Kinder, die noch kaum ein Wort Deutsch sprechen, oder solche mit Hyperaktivität.

Es braucht darum heute, so lehrt es die Erfahrung, vielfach deutlich mehr Zeit, bis sich die Gruppe gefunden hat und sich ein Gemeinschaftsgefühl einstellt. Beides aber, die Stabilität im Soziogramm wie die Lernatmosphäre im Unterrichtsraum, ist für die Kinder und das gemeinsame Unterwegs-Sein wichtig. Es braucht beides, damit sich die jungen Menschen individuell und als Gemeinschaft entwickeln können. Und das erfordert seine Zeit.

Das geht leicht vergessen. Aus Sicht mancher Bildungsplaner ist alles machbar, alles organisierbar, alles eine Frage der Effizienz und des Willens. In diese Logik gehört auch der Halbjahreseintritt. Doch im subtilen Beziehungsgeflecht des Kindergartens lässt sich nicht alles erzwingen; Unterricht ist kein Produktionsbetrieb. Zudem kennen Bildung und



Erziehung das «Gesetz der ungewollten Nebenwirkungen». Formuliert hat es der Pädagoge und Philosoph Eduard Spranger. Das Prinzip spielt auch hier. Zu viel Wechsel führt zu Unruhe und Unsicherheit. Gerade kleine Kinder, und vor allem sensible, brauchen konstante Beziehungen – dies in vielerlei Hinsicht. Wenn nun jedes halbe Jahr neue Kinder dazukommen, bringt dieser Dauerwechsel zusätzliche Unruhe; er stört die Stabilität und die Harmonie der Gruppe. Vielerorts haben wir bereits jetzt zwei Jahrgangsklassen in den Kindergärten. Darum sind beispielsweise die älteren Kinder an zwei Halbtagen unter sich – und die jüngeren ebenso. Wie soll da halbjährlich zusätzlich integriert werden? Durchbrochen würden die förderliche Konstanz und die sozialisierende Kohärenz der Gruppe, beides oft nur mit viel Geduld erarbeitet. Die Heterogenität und das notwendige pädagogische Integrieren in ein Ganzes sind auch ohne diese zusätzliche Rotation eine anspruchsvolle Aufgabe.

Die Idee des halbjährlichen Kindergarteneintrittes, auf den ersten Moment vielleicht bestechend, wird in der Praxis auf Schwierigkeiten stossen. Die zusätzliche Unruhe durch den Wechsel mitten im Jahr lässt sich nicht einfach negieren. Sie ist ein Fakt und hat unter anderem Folgen für die Gruppendynamik. Darum wäre es besser, den Kindergartenbeginn nicht für alle mit vier Jahren zu erzwingen, sondern ihn auch mit fünf zu ermöglichen, wie das in verschiedenen Kantonen der Fall ist. Dann sieht man nach einem Jahr, ob das Kind schulreif ist oder nicht. Allenfalls besucht es den Kindergarten ein zweites Jahr. Das wäre eine Rückkehr zur früheren Flexibilität. Viele Kinder sind eben mit sechs noch nicht schulreif. Das hat man beim HarmoS-Entscheid nicht beachten und mitbedenken wollen. Der halbjährliche Eintritt im Februar ist ein pädagogisch fragwürdiger Korrekturversuch.

Carl Bossard hat Erziehungswissenschaften und Geschichte studiert und am Lehrerseminar St. Michael Zug unterrichtet. Er ist Gründungsrektor der PH Zug

Gedanken zur Bildung finden sich auf der Webseite von Carl Bossard. Carlbossard.ch